

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 6

Sonntag, den 7. Februar

1915

## Frühlingsstürme.

Roman von R. Korowik.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

W., den 31. Juni 19...

Mitten in der heillosen Unordnung benutze ich einen freien Augenblick, um Dir, Liebste, einen Gruß zu senden. Wir sind im Begriff W. zu verlassen, und wenn wir auch nur in die Nähe, nach Homburg a. d. Höhe, übersiedeln, so bringt doch die Veränderung viel Unruhe und jede Stunde bis zur Abreise ist mit allen möglichen Vorkehrungen und Anordnungen ausgefüllt.

Du wirst aus dieser Nachricht ersehen, daß unsere Sommerpläne eine Aenderung erfahren haben. Aber als Frau v. Heeren jene Anordnungen getroffen, war ihr Sohn noch gesund und ein jeder glaubte seinen Neigungen folgen zu können. Heute liegt die Sache anders. Herr v. Heeren ist gar nicht mehr ausgesprochen krank, aber er ist doch noch gezwungen, den größten Teil des Tages liegend zu verbringen und wird voraussichtlich noch einige Zeit den verletzten Fuß sehr schonen müssen.

Seine Mutter wollte sich nicht von ihm trennen, und der Arzt bestand darauf, daß sie die heißen Sommermonate ansehnlich Wiesbadens verbringt. Da war guter Rat teuer. Die Schwarzwaldhöhen, die sie aufsuchen wollte, waren in dem Falle ausgeschlossen. Den Wiedergenesenden, der allmählich Gehversuche machen soll, in eine Gegend zu bringen, wo kaum ebene Wege vorhanden, schien nicht zweckmäßig.

So fiel die Wahl nach langem Hin und Her auf Homburg, das trotz seiner verhältnismäßig geringen Höhenlage durch seine außerordentliche kräftige Luft, seinen leicht zu erreichenden Wald und die reichen Bequemlichkeiten, die es in Wohnung und Verpflegung selbst den Verwöhntesten bieten soll, einen in jeder Hinsicht angenehmen Sommeraufenthalt gewährt.

Vor einigen Tagen war Frau v. Heeren mit mir dort und hat dicht am Walde eine kleine Villa mit Veranden und Garten gemietet. Unsere ganze Dienerschaft bis auf den Gärtner, der zur Aufsicht hier zu Hause bleibt, geht mit. Wir wollen dort

ebenso bequem und behaglich leben, wie hier. — Herr v. Heeren erholt sich zusehends. Er sieht allerdings noch recht angegriffen aus und ich finde ihn — so oft ich mit ihm zusammen bin — recht verstimmt und mißgelaunt. Doch Frau v. Heeren ist guten Muts. Der Arzt hat sie vollständig beruhigt und sie bringt die schlechte Laune ihres Sohnes, seine oft so unbegründete reizbare Art damit in Verbindung, daß es für einen Mann, der sonst gesund ist, unerträglich sein muß, sich so unbeholfen zu fühlen.

Es ist ein rechtes Glück, daß die Zimmer Herrn v. Heeren zu ebener Erde liegen. Dadurch ist es ermöglicht, daß er täglich mehrere Stunden auf der Gartenterrasse, wo ein bequemer Ruhestuhl seiner harrt, verbringen kann.

Frau v. Kother ist Mitte Juni abgereist, nachdem sie sich wohl gesagt haben mag, daß der Zustand ihres Verehrers ihrem Ziele vorerst wenig dienlich sei. Ich habe sie nicht wiedergesehen, und Frau v. Heeren, die sie vor ihrer Abreise gesprochen, erwähnte mir gegenüber nichts von dem Besuche.

Wer weiß, vielleicht ist Herr v. Heeren so griesgrämig, weil die schöne Lisa nicht bei ihm geblieben ist, um ihn gesund zu pflegen?

Auch der liebe gute Herr v. Bente ist seit 8 Tagen fort und seine Abwesenheit macht sich recht bemerkbar. Besonders ich fühle es, daß ein Mensch, der mir wirklich wohl wollte, mich verlassen hat. Er war sehr herzlich, als er

sich von mir verabschiedete, versicherte mir, wie sehr er sich gefreut, mich kennen zu lernen, und daß er bald auf ein frohes Wiedersehen hoffe.

Wir waren alle auf der Terrasse versammelt — Herr v. Heeren lag in Decken eingehüllt auf dem Ruhestuhl — als die alte Erzeltens uns verließ. Mir war ganz wehmütig ums Herz; ich habe den alten Herrn wirklich lieb gewonnen. Nachdem ich ihn noch durch den Garten bis zum Tor geleitet, lehrte ich langsamen Schrittes zu den anderen zurück.

„Nun, Marianne, Sie sehen ja ganz traurig drein,“ empfing mich Frau v. Heeren freundlich. „Geht Ihnen der Abschied von Ihrem alten Freunde so nahe?“

Lächelnd erwiderte ich: „Herr v. Bente war immer so gut zu mir. Ich glaube, er wird mir sehr fehlen.“

„Dafür werden dann wir anderen Sterblichen mehr von Ihnen haben,“ klang es gereizt vom anderen Ende der Terrasse



Königin Wilhelmine von Holland mit Gefolge, bei der Besichtigung einer holländischen drahtlosen Telegraphenstation.

berüber, wo Herr v. Heeren lag. „Die alte Erziehung tat ja gerade, als ob Sie nur für ihn da wären.“

Ich wußte nichts darauf zu antworten und schwieg eingeschüchtert. Dagegen meinte Frau v. Heeren beschwichtigend: „Aber, Wolf, es war ja ein rechtes Glück, daß der Onkel solches Geschehen an Marianne fand. Denke Dir, wie oft sie in letzter Zeit ohne ihn einsam gewesen wäre, wo ich doch meine ganze Zeit Dir widmen mußte.“

Er entgegnete nichts, und ich benutzte die Gelegenheit, mich zu entfernen.

Weißt Du, Hilde, ich freue mich gar nicht auf Homburg, Herr v. Heeren ist unausstehlich zu mir und ich fürchte mich fast vor einem Zusammenstoß mit ihm. Nie hätte ich denken können, daß dieser Mann in seinem Wesen so unberechenbar sein könnte! Bald unterhält er sich mit mir, höflich und gleichmäßig, bald behandelt er mich mit solch absichtlich zur Schau getragener Unfreundlichkeit, findet an allem und jedem, was ich sage, irgend eine Spitze, so daß ich mich oft ganz rattos ihm gegenüber fühle.

Was will er eigentlich von mir? Wenn er mich schon nicht mag, kann er mich da nicht in Ruhe lassen?

Gleich unser erstes Wiedersehen nach seinem Unfalle war so sonderbar.

Frau v. Heeren ließ mir eines Tages — es war etwa 10 Tage nach dem Sturze — sagen, ihr Sohn wünsche mich zu sehen. Erstent über diese Aufforderung folgte ich sofort dem Rufe. Als ich das Krankenzimmer betrat, lag er auf dem Divan, und die Pflegschwester verließ ihn mit den Worten:

„Aber, bitte, nicht zu viel sprechen, Herr v. Heeren.“

Ich trat auf ihn zu, nahm seine Hand und drückte meine Freude darüber aus, ihn schon so weit auf dem Wege der Genesung zu finden.

Er sah mich seltsam durchdringend an und behielt dabei meine Hand so lange in der seinen, daß ich ganz verlegen wurde. Erst als Frau v. Heeren, die sich im Nebenzimmer aufgehalten, hereinkam und sagte: „Ich hätte Sie schon früher einmal gerufen, Marianne, aber der Arzt wünschte nicht, daß unser lieber Patient irgend wie aufgeregt wird,“ da ließ er meine Hand los, wandte den Blick von mir ab und meinte verdrießlich: „Wie lächerlich vom Arzt, zu denken, Fräulein Vode könne mich aufregen!“

Du mußt zugeben, Hilde, das klang nicht gerade sehr lebenswürdig, und da er sich dann auch an meinem Gespräch mit Frau v. Heeren nicht beteiligte, verließ ich bald unter irgend-einem gleichgültigen Vorwand das Zimmer.

Seitdem ist der Verkehr zwischen uns nicht erquicklicher geworden. Hilde, Gott bewahre mich vor einem solch launenhaften, ungerechten Manne! Diese Sorte ist mir jetzt genugsam bekannt!

Mama schrieb mir kürzlich, daß Alse so bleichsüchtig sei. Sie habe sie auch insfolgedessen aufhören lassen, den Kursus in der Handelsschule zu besuchen. Das macht mir viel Sorge. Ich denke jetzt oft, wie viel besser wäre es, wenn Alse statt meiner die kräftige Homburger Luft einatmen dürfte. Ihr wäre damit gedient und mir — so lieb ich Frau v. Heeren habe — bangt vor den kommenden Wochen. Doch — wer kann's im Leben so haben, wie er's gerne möchte?

Tausend Grüße Dir und den Deinen!

Marianne.

Homburg v. d. Höhe, d. 15. Juli.

Mein lieber Schatz! Nun sind wir schon 14 Tage hier, und noch hast Du kein Lebenszeichen von mir erhalten! Sei nicht böse — ich kam nicht dazu!

Die ersten Tage gab es viel zu tun, bis wir alle eingerichtet waren und der Haushalt seinen geregelten Gang nahm. Und dann — fing ich an mich hier umzusehen und benutze jeden freien Augenblick, um das schöne Homburg kennen zu lernen.

Mißverstehe mich nicht. Wenn ich vom schönen Homburg spreche, so denke ich dabei nicht an das elegante Weltbad Homburg. Ich meine nicht den vornehmen Kurort mit seinen prächtigen Hotelbauten, nicht den großen, herrlich gepflegten Kurpark mit seinen berühmten Tennisplätzen, auch nicht die promenaden-



Der Palast des Brigadefeldmarschalls General v. Goltmann auf dem Kriegsschauplatz in Frankreich.

in- und ausländischen Bewohnern, die hier die Sommermonate gemächlich dahinfließen, Brunnenwasser trinken, Bäder nehmen, oder sich langweilen.

Mit diesem Homburg komme ich wenig in Verührung. Unsere kleine Villa liegt ein gutes Stück hinter dem Kurpark, ganz abseits von allem Babelleben, und wenn ich aus dem Hause trete, befinde ich mich mitten im schönsten dichtesten Wald.

Ahnst Du es, Hilde, was das heißen will für ein Menschenkind, das aus dem Flachland stammt, aus der weitgestreckten Tiefebene, wo man sich schon damit brüstet, wenn sich im Umkreis von einer Stunde eine kleine Baumanlage befindet, die man mit dem liebevollen Namen „Waldchen“ bezeichnet, und die ein paar Mal im Sommer zur Erholung aufgesucht wird?

Da weiß man erst solch herrliches großes Waldgebiet richtig zu würdigen und unterliegt dem Zauber dieser jahrhundert alten hohen Bäume, die in dichten schwarzen Reihen stundenlang unsere Wege begleiten. Der Wald und ich sind gute Freunde geworden, und jeden Tag verbringe ich im Schatten dieser Tannenriesen frohe, glückliche Stunden. Ich benutze die Morgenstunden zu meinen Spaziergängen: da kann mich Frau v. Heeren am leichtesten entbehren, und kein Laut stört mir die Waldesruhe.

Zuerst wollte mich Frau v. Heeren nicht allein ausgehen lassen; die Jungfer sollte mich begleiten. Aber ich wehrte mich energisch dagegen und habe meinen Willen durchgesetzt. Was sollte mir auch passieren? Man trifft um diese Zeit, zwischen 8 und 10 Uhr kaum jemanden an, höchstens einfache Landleute, die zur Arbeit oder zur nächsten Bahnstation gehen, um die Erzeugnisse ihres Grund und Bodens nach der Großstadt zu bringen. Die sogenannte bessere Gesellschaft ist um diese Stunde hier nicht zu treffen. Und wenn auch? Wäre es nicht traurig, wenn man annehmen müßte, daß eine Dame nicht ungehindert einsame Wege aussuchen dürfte? Ich hatte, nachdem wir ungefähr 5 Tage hier waren, diese Waldspaziergänge begonnen und lehrte immer, zwar erhitzt und müde, aber so beglückt, wie wenn ich einen Schatz gehoben, nach Hause zurück.

Doch seit gestern sind sie mir verleidet. Und wer trägt die Schuld daran? Herr v. Heeren — der mir täglich unbegreiflicher wird!

Denke Dir, als ich gestern früh — es war gegen 1/10 Uhr — nachdem ich mich auf einer Bank ein wenig ausgeruht, den Rückweg antat, bemerkte ich in einiger Entfernung auf dem oberen Waldweg, der mit dem meinen parallel lief, einen Mann, der dieselbe Richtung wie ich einschlug. Natürlich glaubte ich, es sei gleich mir, ein Spaziergänger, der den köstlichen Waldesmorgen genießt und bekümmerte mich nicht weiter um ihn.

Doch ein Zufall wollte es, daß wir gleichzeitig — er oben und ich unten — bei einer Lichtung zusammentrafen, und da erkannte ich zu meinem größten Erstaunen, daß es unser Diener Karl war. Ueberrascht rief ich ihn an. Er fuhr erschreckt zusammen und machte eine solch schuld bewußte Miene, daß ich erst lachen mußte. Dann aber fragte ich ihn doch im ernstesten Tone, wieso er jetzt von Hause abkommen könne.

Nun wurde er noch verlegener, fing an, ungerichtetes Zeug hervorzustottern und endlich gestand er, daß er bereits seit mehreren Tagen mein ständiger, ungesehener Begleiter sei. Herr v. Heeren habe es so angeordnet, allerdings ihm auch strengen Befehl gegeben, sich vor mir nicht blicken zu lassen.

Nun bat er himmelhoch, ihn nicht zu verraten; er sei in Gedanken gewesen und habe sich dadurch diese Unachtsamkeit zu Schulden kommen lassen. Was sollte ich tun? Natürlich gab ich mein Versprechen, nichts über diese Begegnung zu äußern, aber — Du wirst begreifen — meine Waldspaziergänge haben jetzt, da ich mich beobachtet weiß, ihren Reiz zum größten Teil verloren. Dabei ist mir Herr v. Heeren wieder einmal ein Buch mit sieben Siegeln. Die ganze Zeit — seitdem wir hier sind — sieht er mich kaum, und wenn er sich schon herabläßt mit mir zu sprechen, so geschieht das in so kühler, zurückhaltender Weise, daß ich mich oft fragen muß: Kann das derselbe Mann sein, der Dir einst sein ganzes reiches Ich offenbarte?

Und nun auf einmal diese Fürsorge, diese Besorgnis, daß mir nichts zustossen könnte! Dazu nun eine Zeit, wo ich weiß, daß



mit ist. Und Wolf — ist er nicht ein lieber Meck? Wir haben uns immer sehr gut verstanden. Er hat sich auch in all den Jahren kaum verändert. Natürlich, das Leben hat ihn ernster und reifer gemacht, aber ich glaube, es gibt selten Menschen, die so gleichmäßig im ihrem Wesen sind, wie Wolf es ist. Doch, das mag wohl daran liegen, daß er schon früh eine ausgeprägte Persönlichkeit war.

Ich sagte nichts, und da sie zu merken schien, daß ich keine Lust hatte, auf dieses Thema näher einzugehen, lenkte sie ab, erkundigte sich, wie mir Homburg zusagte und versprach mir, beim nächsten Kommen neue schöne Spaziergänge zu zeigen.

Als ich nach Hause ging und mir ihre Worte über Herrn v. Heeren einfielen, mußte ich lachen. Das Bild, das sie von ihm entworfen, paßte so gar nicht zu seinem jetzigen launenhaften Wesen. Allerdings, während Frau Dr. Werners Anwesenheit hat er ja glänzend Komödie gespielt! Oder spielt er sie sonst, wenn wir allein sind?

Aber ich habe mir vorgenommen, mich gar nicht mehr mit ihm zu beschäftigen. Was Herr Wolf v. Heeren kann — das kann Marianne Bode auch! Wenn mir die Leute nicht passen — nun so sind sie eben für mich!

Mama schreibt, Ilse sähe immer noch sehr blaß aus, sei aber wieder munter. Wenn man doch erst so weit wäre, daß man wohlverpackt ein Kistchen gute Gebirgsluft versenden könnte! Das wäre eine herrliche Erfindung! Leider versteht man sich nicht darauf

Deine Marianne.  
(Fortf. folgt.)

### Fräulein Klein

Von Erika Walden.

(Nachdruck verboten.)

„Auf den letzten Wunsch eines Verstorbeneren hin, teile ich Ihnen mit, daß Leo Gervens seiner schweren Verwundung tiefer im Kampfe bei Verdun erliegt, erlegen ist. Er läßt Sie grüßen und Sie bitten für ihn zu beten.“

Schwester Rosalie vom hl. Franziskus.“

Gertrud Eichmann ließ das Briefblatt sinken und faltete die Hände. Nun war er tot, ihr Verlobter, dem sie in wenigen Monaten zum Altare folgen sollte. Tot! Wie hart, wie bitter das klang! Ihr Auge blieb tränenlos, obwohl ihr Herz vor Weh zitterte. Sie hatte nur den einen Wunsch, auch in kühler Erde zu liegen, fernab allem Menschenleid.

Gertrud war eine Waise. Nach dem Tode ihrer Mutter hatte eine verheiratete Base ihr ein Heim angeboten. Sie war eine Geschäftsfrau und konnte sich nur wenig ihren vier Kindern widmen. Dazu schien ihr Gertrud geeignet, und so brachte diese den größten Teil des Tages in der Kinderstube bei den durchaus nicht immer artigen Kindern zu.

Leo Gervens war Buchhalter eines großen Warenhauses. Die jungen Leute lernten sich bei gemeinsamen Bekannten kennen und gestielen einander. Mit Sehnsucht warteten beide auf die Zeit, da sie ein eigenes Heim gründen konnten, denn auch der junge Buchhalter war elternlos. — Da brach der Krieg aus. Mit bangem Ahnen sah Gertrud ihr Liebstees ziehen, und nun hatte sie die Bestätigung dessen, was sie gesürchtet, in Händen. Fernab von ihr hatte man ihm ein Grab geschaufelt.

„Tante Gertrud, wir haben gestegt.“ Zwei Knaben, sieben- und neunjährig, stürmten herein mit Papiermützen und Föhnchen, die sie voll Eifer schwenkten. „Der Franz und Heini waren Russen, aber wir haben sie gepackt.“ Siegesfreude leuchtete aus den übermütigen Knabenaugen. „Ja Kinder,“ sagte Gertrud und nun fühlte sie, daß ihr die Tränen in die Augen schossen. „Hört mal was ich euch sage. Ihr habt ja den Herrn Gervens gekannt, der in dem Warenhaus Buchhalter war. Der ist tot, die Franzosen haben ihn erschossen.“

Die Knaben waren plötzlich ganz still und Willi, der Jüngere zerrte die bunte Mütze vom Kopfe, er hatte das unbestimmte Gefühl, sein kriegerisches Aussehen täte der Tante weh, die mit bedenden Lippen zu ihnen sprach.



Vom Kriegsschauplatz in Westlandern: Dorfstraße in Gheluvelt nach dem Kampf.

„Du er mansetot?“ forschte Adolf. „Weißt du, von dem Ridders Michel hat man es auch gesagt, und er ist doch noch lebendig.“ — „Das war eine Namensverwechslung,“ sagte Gertrud, „die leicht vorkommen kann, aber die Schwester, die Herrn Gervens gepflegt hat, schrieb mir heute. Er ist schon begraben.“

„Huh,“ sagte Willi und die Tränen kollerten von seinen Backen herunter. Langsam schlichen sie sich aus dem Zimmer, um draußen einen Wettlauf zu beginnen. „Mutter,“ schrien sie in die Küche, „weißt du schon, der Herr Gervens ist tot, und Tante Gertrud weint.“ Wenige Minuten später stand Frau Berlenbach bei Gertrud und hielt ihr eine Trostrede. Sie war oberflächlicher Art und wußte den Schmerz des Mädchens nicht zu würdigen. Daß sie nicht verheiratet gewesen, sei ihr Glück, meinte sie.

Es hatte geregnet. Noch tropfte es von allen Zweigen, aber ein schüchtern Sonnenstrahl irte wieder über das rotbraune Laub. Gertrud Eichmann war auf dem Wege zum St. Anna-Stift. Dort wohnte eine alte Pensionärin, Fräulein Klein, der Gertrud sehr zugetan war. Sie war eine Bekannte ihrer Mutter gewesen, und für Gertrud war es stets ein feierlicher Augenblick gewesen, wenn sie die Mutter zum Anna-Stift begleiten durfte. Immer rief Fräulein Klein mit dem gleichen freundlichen Lächeln

„Herein, wenn es an ihrer Türe pochte und ohne, daß sie viele Worte machte, wußte man, daß man willkommen war. Als Gertrud heute zu ihr kam, las sie den Gram in deren Zügen. Bald wußte sie alles. Es war so wenig zu erzählen und es bedeutete doch so viel. „Kindchen“ sagte sie und strich mit ihrer weichen Hand über Gertruds Haar. „Kindchen, nicht bitter werden. Ich weiß das Weh reißt an dir, aber du mußt standhalten, stark sein, den Glauben und den Mut nicht verlieren.“

„Das ist leicht gesagt, Fräulein Klein,“ schluchzte Gertrud, „Sie haben immer so ruhig und friedlich gelebt und wissen nicht, was es heißt, sein Einziges hergeben zu müssen.“

Ein eigener Ausdruck trat in den Zügen des alten Fräuleins, dann sagte sie leise: „Kind, mich hat der Ernst des Lebens ruhig und friedlich gemacht. Ich hatte keine frohe Kindheit. Meinen Vater verlor ich, als ich fünf Jahre alt war. Meine Mutter heiratete wieder, aber ich konnte meinem Stiefvater keine Liebe entgegenbringen. Er war heftig und aufbrausend, und ich fühlte, daß auch meine Mutter unter seinem wenig freundlichen Wesen litt. Da sie oft kränkelte, mußte ich schon früh mich im Haushalt nützlich machen und die Sorge für meine beiden Stiefschwestern übernehmen. Die Freuden der Jugend lernte ich nicht kennen, denn mit sechzehn Jahren verlor ich die Mutter und mußte nun allein dem Hauswesen vorstehen. Mein Stiefvater fragte nicht, ob ich entbehrte, er bekümmerte sich weder um mich, noch um seine eigenen Kinder. Ueber meine Pflichten vergaß ich, daß ich jung war, ich empfand auch meine Mühen nicht als Opfer, denn meine beiden Stiefschwestern hingen mit Liebe an mir. Da lernte ich einen jungen Arzt kennen. Bald empfand ich, daß er mein Schicksal war, denn wenn ich ihn sah, schlug mir das Herz vor Freude. Ich war jung und weltfremd, und ich trug ihm alles entgegen, was an Sehnsucht und Liebe in meinem Herzen war. Er war wie das sonnige Leben, ein echter Lebenskünstler, voll Liebenswürdigkeit und Frohsinn. Was soll ich dir erzählen Kind? Er lernte mich auch lieben und an einem sonnigen Maitage gelobten wir uns Treue. An eine Heirat war noch nicht zu denken, denn wie konnte ich meinen Stiefvater und meine Schwestern verlassen? Die ältere war dreizehn Jahre ich mußte warten, bis diese verständig genug war, dem Haushalt vorzustehen. Es hieß also sich gedulden und manches schweigend hinnehmen. Das Leben, das für mich nun folgte war unvergleichlich schön gegenüber der Vereinfachung der früheren Jahre. Ich wußte, daß es einen Menschen gab, der in Liebe an mich

WT

vormitt  
platz.  
des Ra  
an. G  
Graben  
In  
Zeile  
Son  
Def  
preuß  
und i  
kleinere  
von ör  
Sor  
WT  
besuchte  
gräben  
Wie  
hört m  
nonnend  
einmal  
die deut  
vom 7.  
der Ma  
die Offe  
wieder  
brügge  
zu ermo  
Ein  
Der  
"Secolo  
genblät  
welche  
und de  
einen  
nomme  
zu ver  
aus Lo  
scheinen  
griffe a

dachte und mit mir übereinstimmte. Ich hatte so lange barfuß  
beiseite gestanden, nun nahm ich hungrig alles auf, was mir ge-  
boten wurde. So vergingen drei Jahre. Anita, meine jüngere  
Schwester, hatte eine Haushaltungsschule besucht, und ich durfte  
hoffen, daß sie bald meine Stelle übernehmen könnte. Dann war  
ich frei. Wenn ich daran dachte, kam eine stille Herzensfreude über  
mich, denn nun wollte ja das Glück bei mir Einkehr halten. Da  
kam der Krieg mit Frankreich 1870, und mein Bräutigam zog ins  
Feld. Alles was du erlebt und erlittenst in den letzten Wochen,  
Gertrud, ich habe es vor dir empfunden. Ich habe gebetet und  
geweint und Gott hörte mein Flehen, mein Bräutigam kam un-  
versehrt zurück, als Zeichen seltener Tapferkeit mit dem Eisernen  
Kreuz. Er sah mich forschend an, als er mich nach Monaten wieder-  
sah. Und da wußte ich, er empfand, wie ich mir schon selbst gesagt  
in den traurigen Tagen und Wochen: meine Jugend war dahin,  
ich war alt geworden. Wohl bäumte mein Herz sich auf, es forderte  
sein Recht, aber in den stillen Nächten bin ich ruhig geworden. Und  
als der Tag kam, da Anita zu mir trat und bat: „Sanni, ich hab'  
ihn so lieb, nicht wahr, du läßt ihn mir“, da habe ich fest, wenn auch  
innerlich bebend „Ja“ gesagt.

Vier Monate später fand die Hochzeit des jungen Paars  
statt, und in unserem Hause wurde es still. Paula, unsere Jüngste  
war ein ernstes, verschlossenes Mädchen. Mit neunzehn Jahren  
ging sie ins Kloster und ich blieb mit dem Stiefvater allein.

### Der Feigling.

Eine Erzählung aus der Kriegszeit  
von M. Blank.

(Nachdruck verboten.)

I.

Der Feigling! So war er zum ersten Male genannt worden,  
als die Freunde verabredet hatten, dem Obstgarten des Gutsherrn  
von Westenland einen Besuch abzustatten, um die schweren Früchte  
des sorgsam gepflegten Spalierobstes zu verringern, wozu Martin  
Holländer seine Beteiligung verweigert hatte.

„Er hat keine Schneid! Er fürchtet den Steden des Pächters.  
Feigling!“

Am nächsten Tage hatten sie ihm dann die Siegesbeute ge-  
zeigt, als diese im Weidengebüsch beim Flußufer geteilt und ver-  
zehrt wurde. Martin Holländer hatte dabei gestanden und hatte  
zugeesehen und wieder das Wort hören müssen:

„Der Feigling! Wer nicht mithilft, bekommt auch nichts.“  
Damals waren sie achtsjährige Burschen gewesen, die sich zu  
gemeinsamen Spielen zusammengefunden hatten.

So war es immer gewesen; er hatte sich an solchen Tollheiten  
nie beteiligen können, er hatte stets abseits gestanden, wenn ein  
Streich ausgeführt werden sollte, der irgend jemandem Schaden

bringen sollte. Einmal  
hatte die Feindschaft der  
Dorfjugend dem Vater  
der alten Liezbeth ge-  
goltten, der auch einge-  
fangen wurde; und da  
war es wieder Martin  
Holländer gewesen, der  
den Vater entlaufen ließ,  
so daß der beabsichtigte  
Plan nicht ausgeführt  
werden konnte.

„Der Feigling! So  
einer darf gar nicht mit  
uns. Der soll mit den  
Mädels und ihren Pup-  
pen spielen.“

Deshalb war er ge-  
ächtet worden und die  
jungen Kameraden dul-  
deten seine Gegenwart  
gar nicht mehr.

Dann war er in die  
Stadt geschickt worden,  
wo er beim Onkel Viktor  
aufgenommen worden  
war, um das städtische  
Gymnasium zu besuchen.  
Dort war Martin Hol-  
länder der gleiche geblie-  
ben. Meist war er allein  
und konnte bei den aus-  
gehedten Plänen der an-  
deren nicht mitwirken.  
Ob ihm der Mut dazu  
fehlte? Er hatte wohl  
selbst daran glauben müs-  
sen, da er wieder das  
gleiche Wort zu hören be-  
kam, daß ihn bereits drau-



Deutsche Zivilgefangene im Kloster Garaison in Südfrankreich.

Glaubst du, Kind, daß ich immer ruhig war? Gott sei's ge-  
llagt, ich hab' mit dem Geschick gehadert, das mich einsam leben  
ließ. Ich hätte so gern einem Gatten sein Heim behaglich und  
sonnig gestaltet. Es war mir nicht vergönnt. Dreimal war ich in  
Anitas Heim, jedesmal wenn sie ein Kindchen bekam. Nach dem  
dritten tränkete sie und es war noch kein Jahr alt, als die junge  
Mutter demselben Abel erlag, dem auch unsere Mutter zum  
Opfer fiel. Anitas Gatte heiratete wieder, ich kenne seine Familie  
kaum. Als mein Stiefvater starb, war ich vierzig Jahre alt, da  
mietete ich mich zunächst für kurze Zeit hier ein. Später siedelte  
ich ganz hier über und bin ruhig und friedlich geworden. Ich habe  
längst eingesehen, daß der liebe Gott alle unsere Geschicke lenkt und  
sie zum guten wendet, wenn wir es in menschlicher Kurzsichtigkeit  
auch nicht verstehen.“

Gertrud hatte längst zu weinen aufgehört. Sie streichelte  
die Hand des alten Fräuleins und sagte gerührt: „Armes Fräulein  
Klein“. „Mein Kind, nicht arm,“ entgegnete diese. „Wenn ich  
zurückschaue, muß ich denken, daß mein Leben dennoch ein reiches  
war. Ich durfte Liebe geben, und wo wäre ein Mensch arm,  
über dessen Leben die Liebe als Sonne steht? Sei nur nicht klein-  
mütig, Kind, der liebe Gott weiß, was dir not tut, er vergißt dich  
nicht. Hörst du, es lautet zur Abendandacht. Wir wollen zusammen  
beten. Und wenn es dir noch mal schwer wird, dann sage wie eine  
Dichterin, die auch viel gelitten hat:

„Es hätte können anders sein,  
Doch Gott der Herr ließ es so zu.“

ßen in dem kleinen Dorfe verfolgt hatte.

Der Feigling!  
Er war es, weil er bei einer Schulaufgabe seine Lösung nicht  
an den Nebenschüler zum Abschreiben weitergegeben hatte, weil er  
nicht mit den anderen heimlich zur Vorstadtschenke gezogen war,  
wo gezecht und geraucht wurde. Er blieb der Feigling.

Später dann war er als Student keiner Verbindung beige-  
treten.

Man hatte wohl gewußt, daß Martin Holländer Fechtunter-  
richt genommen hatte, daß er von dem Fechtlehrer sogar als ein  
Meister der Waffe genannt worden war, was Martin Holländer  
auch dadurch bewiesen hatte, daß er bei Fechtturnieren sogar gegen  
bedeutende Auslandskonkurrenz wiederholt erste Preise erzielt  
hatte. Aber er nahm keine Mensur an; als er einmal dazu ge-  
preßt werden sollte, da wich er aus.

Und er hörte das Wort, das ihn schon oftmals verfolgt hatte,  
wohl nicht wieder, aber er hatte es an dem verächtlichen Zucken  
der Mundwinkel ablesen können: Der Feigling!

Er hatte nicht anders handeln können! Er hatte die Arbeiten  
jenes andern, dem er sich zu einer Mensur hätte stellen sollen,  
stets bewundert, er hätte jenen anderen sogar gerne als Freund  
gesehen, warum sollte er also gegen diesen die Waffe gebrauchen?  
Er verstand die anderen alle! Er hatte stets die Motive der stu-  
dentischen Gebräuche und Geseze begreiflich gefunden, aber er  
hatte nicht ebenso handeln können. Und weil er abgelehnt hatte,

so hatte er es fühlen müssen, wie viele deshalb auf seinen Gruß gar nicht mehr antworteten.

Er fand deshalb auch nie einen Freund. Er ahnte es wohl, warum von allen Studenten jeder einer versuchten Annäherung auswich. Er war für alle der Feigling, der nicht den Mut bewahrte, sich einer Herausforderung zu stellen. Daß er trotzdem die Waffen zu gebrauchen verstand, das rechneten sie ihm als eine Spielerei aus.

Bald hatte es Martin Holländer vergessen, daß er doch immer schon seine eigenen Wege gegangen war, da er ja schon als Knabe unter den Kameraden der gewesen war, der den Faten auswich, die von diesen als mitvoll-angesehen worden waren. Martin Holländer arbeitete; seine wissenschaftlichen Forschungen beschäftigten ihn bald so sehr, daß er darüber lächelte, daß er den Förmlichkeiten studentischen Wesens auch nur für kurze Zeit eine zu große Bedeutsamkeit beigelegt hatte. Er glaubte erkannt zu haben daß im Leben nur der Erfolg entscheidend sein müsse.

Den aber wollte er erzwingen; und in den Kreisen der Wissenschaftler auf chemischem Gebiete begann sein Name wiederholt genannt zu werden.

Martin Holländer selbst war in seinem Wesen der gleiche geblieben; in Gesellschaft anderer war er stets wie verschüchtert und konnte sogar verleugnen werden, wenn er vor mehreren eine eigene Ansicht behaupten sollte. Ihm fehlte der Mut des Widerspruchs. Nur in seinen Schriften setzte er stets seine scharfen Beweisführungen durch.

Da hatte es der Zufall gefügt, daß er Marga von Tondern begegnet war, die sich ebenfalls mit dem Studium der Chemie beschäftigte und die bei einem experimentellen Versuche die Lösung einer bisher unentschiedenen Frage erreicht hatte. Die wiederholte Begegnung und so manches Gespräch hatten auf Martin Holländer dann so sehr gewirkt, daß er nicht nur die Leistungen von Marga von Tondern allein bewunderte und anerkannte, sondern daß ihm deren Nähe wie etwas Unentbehrliches wurde; er liebte sie, ohne daß er den Mut zu einem solchen Geständnis gefunden hätte.

Wenn er allein an seinem Schreibtische saß, dann geschah es oftmals, daß er sich zurücklehnte, die Hand, die eben noch die Feder geführt hatte, ruhen ließ und über die halbbeschriebenen Blätter hinweg irgendwohin in die Ferne schaute; da sah er nicht die Wände, die ihn einschlossen, da irrten seine Gedanken zu dem Mädchentopfe mit den scharfen Zügen, die an die feingeschnittenen Linien alter, griechischer Gemmen erinnerten, mit den verträumten Augen, dem entschlossenen Munde und den goldblonden Haaren. In solchen Stunden wußte er es, daß er liebte, daß er an keine Zukunft denken konnte, die nicht gleichzeitig die Marga von Tondern gewesen wäre. Und Martin Holländer, dessen Wissenschaft nur auf Tatsachen aufbaute, um neue Tatsachen dadurch zu schaffen, wurde dabei zu einem Träumer, der an Luftschlössern eine Freude fand.

Doch das waren nur die Gedanken und Wünsche seiner Einsamkeit.

Wenn er Marga von Tondern begegnete, wenn er an ihrer Seite ging und mit ihr plauderte, meist über physikalische Erscheinungen, dann gewann er dabei nie den Mut, über sich selbst zu sprechen, dann erging es ihm wie dem Jungen, der damals nicht zum Obststehlen mitgehen konnte; die Kehle war ihm stets wie zugeschnürt. Wenn sie sich dann getrennt hatten, war es ihm wohl erschienen, als wäre ihr Händedruck fester, wärmer gewesen als Gleichgültigen gegenüber, dann wußte er auch, was er hätte sagen müssen und wie er die glücklichsten Worte hätte anwenden sollen.

Aber wenn die Begegnung auch wieder gekommen war, dann wiederholte sich doch nur das gleiche.

Er erschraf immer vor der Möglichkeit, daß ihr sein Geständnis vielleicht lächerlich erscheinen könnte. Er konnte sich geirrt haben,

als er ihren Blick wie eine Aufmunterung gefühlt hatte, als ihm ihre Fragen mehr als wissenschaftliches Interesse erschienen waren. Marga von Tondern stammte aus allem Geschlechte; ihre Eltern waren wohl längst schon tot. Sie wohnte mit dem Bruder zusammen, der als Offizier diente.

Martin Holländer dagegen war aus dem kleinen Dorfe gekommen und hatte nur durch seine Arbeit den Namen erreicht, der vielleicht eine Zukunft bedeuten konnte. Hatte er aber jetzt schon ein Recht, begehrtlich ein Glück zu fordern, das mit Marga von Tondern beginnen sollte?

Feigling! Er nannte sich selbst so, ohne daß er dadurch mehr Mut gefunden haben würde.

Aber deshalb wurden seine Wünsche nicht stiller; die Sehnsucht ließ sich so nicht zum Schweigen bringen.

Um nun einen Weg zu finden, der ihn zu einer Erfüllung führen könnte, suchte er eine Annäherung an den Bruder von Marga von Tondern. Dem Manne glaubte er sich eher anvertrauen zu dürfen, der Bruder würde ihm eher verraten können, ob er an Marga von Tondern selbst die entscheidende Frage stellen sollte. Er wollte erst die Gewißheit, ob seine Werbung nicht als Unbescheidenheit angesehen würde. Fritz von Tondern war älter als seine Schwester und unterstützte diese sicherlich mit seinem Räte, wie Marga von Tondern ohne dessen Einverständnis auch keine Entscheidung fällte. So dachte Martin Holländer.



Ein Massentransport russischer Geiseln, die die österröschischen und ungarischen Truppen in den Kämpfen von Dunajec machten.

Und an einem Vormittage stand er Fritz von Tondern gegenüber.

Er hatte es wirklich ausgesprochen, was ihn hergeführt hatte; bewegungslos war das bartlose Gesicht des Offiziers geblieben; es verriet weder Abweisung noch Zustimmung.

„Sie haben darüber mit Marga noch nicht gesprochen?“

„Nein! Ich wollte erst ein Urteil des älteren Bruders hören. Ich wollte erst wissen, ob Sie eine Zustimmung geben könnten, wenn Fräulein Marga —“

Da unterbrach ihn Fritz von Tondern:

„Ich weiß nicht, ob Marga ahnt, was Sie beabsichtigen, ob Marga jemals mehr als nur wissenschaftliches Interesse empfunden hat. Ich setzte nur ein solches voraus, wenn von ihr wirklich einmal Ihr Name genannt worden war. Ich glaube auch jetzt an nichts anderes.“

„Auf meine Frage wird sie mir wohl antworten. Ich kann mich ja getäuscht haben; und ich leugne es nicht, daß mir dies weh tun würde. Ich will nur hören, ob gegen meine Werbung keine Bedenken vorliegen, ob ich von Seiten der Träger des Namens von Tondern auf Aufnahme hoffen darf.“

„Diese Frage spricht für Sie. Deshalb werde ich auch mit aller Offenheit antworten. Ihren Namen kannte ich schon. Sie waren es doch gewesen, der vor zwei Jahren den Zwischenfall mit Manfred Sassenfeld von der Arminia hatte?“

als er ihren Blick wie eine Raubvögelin auf seinen Brust  
ihre Fragen mehr als wissenshungrig erschließen wollte, als ihm  
ihre Schwärze in ihren Augen wie ein schwarzes Meer zu sein  
ihre Schwärze in ihren Augen wie ein schwarzes Meer zu sein

so hatte er es fühlen müssen, wie viele beschuldigen auf seinen Brust  
dar nicht mehr antworteten.  
ihre Schwärze in ihren Augen wie ein schwarzes Meer zu sein

Die Bräutigam Holländer schoben sich ihm voran, er  
gerade daran erinnert?

„Ja!“  
„Und Sie müssen zugestehen, daß Sie die Annahme jener  
Mensur unter einem Vorwande verweigert hatten, der von dem  
studentischen Ausschusse nicht anerkannt werden konnte, sondern  
als Feigheit bezeichnet wurde, so daß Ihnen die  
Folgen einer solchen Ent-  
scheidung auch fühlbar ge-  
worden sein mußten.“



Wirkl. Geheimrat Prof. Anton v. Werner,  
Direktor der Berliner akademischen  
Hochschule, erlag im 71. Lebensjahre  
einem langwierigen Leiden. Er war  
der Maler des Krieges 1870/71, und seine  
monumentalen gehaltenreichen Gemälde  
sind weit bekannt.

Martin Holländer ant-  
wortete nichts; er starre  
nur vor sich hin; ja, er  
wußte es. Deshalb war  
ihm oftmals ein Gruß ver-  
weigert worden, weil man  
ihn dadurch als einen Feig-  
ling gekennzeichnet hatte.  
Ihm war es, als klinge aus  
einer fernen Jugendzeit  
der Vorwurf herüber: Er  
hat keine Schneid, der  
Feigling.“

Antworten konnte er  
nichts.  
Aber er hörte bereits  
wieder die Stimme Fritz  
von Tondern:

„Ich bin Offizier; in  
unserer Familie befinden  
sich noch mehrere Mitglie-  
der in militärischen Stel-  
lungen. Wie wir darüber  
denken müssen und daß wir  
unserer Zustimmung nie  
geben könnten, einen  
Mann anzuerkennen, der  
als Feigling bezeichnet  
worden war und der dazu  
hatte schweigen können, das muß ich Ihnen kaum betonen. Marga  
weiß nichts von jenem Vorfall; aber als die Tochter eines Offi-  
ziers würde sie sicherlich ebenso urteilen.“

Das war es gewesen!  
Der Feigling!

Wieder hatte er es hören müssen; und er hatte doch gehandelt,  
wie es an diesem Tage von  
ihm abermals gesehen  
wäre. Und Marga von  
Tondern konnte nur eben-  
so denken wie der Bruder.  
Wie ein Dieb war  
Martin Holländer fortge-  
schlichen.



Dr. Karl Goldmark,  
der Mentor der österreichischen Kom-  
ponisten und zugleich einer der erfolg-  
reichsten Fondsdirectoren der letzten Jahr-  
zehnte, starb in Wien im Alter von 85  
Jahren. Seine „Königin von Saba“  
und „Das Heimchen am Herd“ haben  
ihm seinerzeit glänzende Erfolge ge-  
bracht.

Und um Marga von  
Tondern so rasch nicht be-  
gegnet zu müssen, ließ sich  
Martin Holländer einen  
vierzehntägigen Urlaub  
geben. Er hatte nicht den  
Mut gehabt, ihr in die  
Augen zu sehen.

Geflohen war er, der  
sich ein Feigling nennen  
lassen mußte.

II.

Die Brigade stand in  
Bereitschaftsstellung.

Wie ein Blitz aus hei-  
terem Himmel war der  
Krieg gekommen, den nie-  
mand in Deutschland ge-  
wollt hatte, der aber von  
neiderrfüllten Gegnern er-  
zwungen worden war. Und  
weil dies jeder Deutsche  
gefühlte hatte, so waren  
alle in dem Augenblicke  
der Gefahr einig gewesen,  
so loberte in allen der eine  
Wille, den Feinden zu beweisen, wie gefährlich es sei, den Frieden  
Deutschlands zu stören. Alle meldeten sich freiwillig zum Kampfe.  
Ein starkes Kaiserwort hatte alle gerufen.

Und wie ein Sturm segten deutsche Heere über die Grenzen,  
damit kein Feind deutschen Boden zerstören konnte.  
Lüttich war schon genommen.

Die Schlacht in Lothringen war vorüber; auf dem Schlosse  
in Brüssel wehte flatternd im Wind die Fahne schwarz-weiß-rot.

An den unüberwindlichen Argonnen-Bäumen hatte der  
Feind verschanzt.

In blutigstem Ringen mußte dort Schritt um Schritt gestürmt  
werden; auch die französischen Truppen hatten sich zu der er-  
bitterlichsten Gegenwehr aufgerafft.

Da war der Befehl gekommen, eine Höhe zu nehmen und  
beim Gelingen den Feind nach Möglichkeit zu verfolgen. Die  
Kommandos wurden leise weitergegeben.

Der Hauptmann war als erster aufgesprungen.  
Und keiner war dabei, der ihn im Stich gelassen hätte.

Aber weite Flächen eines Kartoffelackers mußte gestürmt  
werden; drüben war ein dichtes Unterholz zu sehen, das dann  
Deckung geben konnte, wenn es möglichst schnell gewonnen wurde.

Aber das Geratter der Maschinengewehre erklang zu deutlich;  
der Hauptmann brach zusammen, rechts und links stürzten die  
Tapferen.

Die Maschinengewehre! Das waren die gefährlichsten  
Gegner. Wenn es die zu erobern gelingen sollte, dann mußte der  
Kampf entschieden sein.

Aber so viele auch sanken, der Ansturm kam nicht zum Still-  
stand.

Das dicke Gestrüpp war erreicht.  
Alle suchten Deckung; und ein ruhiges Feuer wurde gegen  
den Feind eröffnet, kein zielloses Schießen, sondern ruhig wie auf  
einem Scheibenstand.

Wie toll knatterten dagegen die Feinde.  
Unter den vordersten deutschen Schützen, immer den Gegner  
suchend, ehe die Kugel pfeifend aus dem Laufe surrte, lag auch  
Martin Holländer.

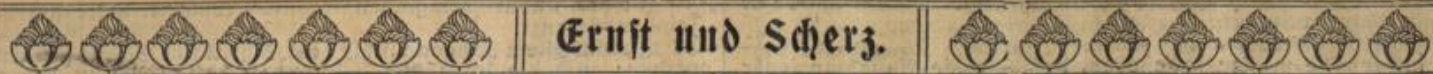
(Schluß folgt.)

Unsere Bilder.

Anton von Werner †. Gerade zu einer Zeit, da die Taten  
der Ahnen herrlich wieder auferstehen, die er so glänzend geschildert  
hat, ist Anton von Werner in seinem Berliner Heim zur ewigen  
Ruhe eingegangen. Die Bilder, von denen „Bismarck und Napo-  
leon auf der Straße bei Donchery“, „Moltke mit seinem Stabe  
vor Paris“, „Kronprinz Friedrich Wilhelm an der Leiche des  
Generals Douay“ und die „Kaiserproklamation in der Spiegel-  
galerie zu Versailles“ die bekanntesten sind, hat man vielfach jetzt  
in den Schaufenstern der Kunsthandlungen gesehen. Sie sind nicht  
nur dem kunstliebenden Publikum der großen Städte, sie sind dem  
ganzen deutschen Volke ans Herz gewachsen. Schon die Aus-  
stellung der großen Sedan-Dioramen im August vorigen Jahres  
im Kriegsehrensaal der Großen Berliner Kunstausstellung hatte  
diese Überzeugung aufs neue bestärkt. Und diese Überzeugung  
mag auch den Meister reichlich entschädigt haben für manchen  
scharfen Angriff, den er wegen des strengen Realismus seiner  
Bilder, vor allem wegen der fast peinlich getreuen Wiedergabe  
der Einzelheiten, zu Lebzeiten erfahren. — Von Haus aus stammte  
Anton von Werner aus einer Handwerksfamilie. Er wurde als  
der Sohn eines Tischlers zu Frankfurt a. D. geboren und kam  
mit dreizehn Jahren zu einem Stubenmaler in die Lehre. Ganz  
auf sich angewiesen, entwickelte er in harter Arbeit seine außer-  
gewöhnliche Begabung, kam als Sechzehnjähriger an die Berliner  
Akademie, später nach Düsseldorf zu Karl Friedrich Lessing und  
verdiente sich seinen Lebensunterhalt als Illustrator, u. a. zu  
Schaffels Dichtungen. Werners großes Belarum vor dem Bran-  
denburger Tor beim Einzug der siegreichen Truppen und sein  
Fries für die Siegessäule wurden von der Künstlerschaft so bei-  
fällig aufgenommen, daß diese den Kultusminister in einer Eingabe  
bat, dem Künstler die seit Schadows Tode verwaiste Stelle eines  
Akademie-Direktors zu übertragen. Die siebziger und achtziger  
Jahre waren Anton von Werners Glanzzeit.

Das Schicksal deutscher Zivilgefangener im Kloster Garaison  
in Südfrankreich. Während die in Deutschland lebenden Fran-  
zosen in den ersten Kriegsmonaten ganz unbehelligt ihr Leben wie  
bisher fortführen durften, hat das französische Kulturvolk die in  
Frankreich lebenden Deutschen sofort gefangen gesetzt und be-  
handelt sie teilweise scham- und würdelos. Einen Einblick in ein  
solches Gefangenenlager gewährt unsere Aufnahme: In dem seit  
Jahren verlassenen, gänzlich verwahrlosten, von Ungeziefer,  
Mäusen und Ratten wimmelnden Kloster Garaison bei Pau in  
Südfrankreich ist eine große Zahl gefangener Deutscher zu-  
sammengepfercht. Kein Tisch, kein Bett, keine Waschelegenheit  
war vorhanden. Die Gefangenen liegen auf faulenden Stroh-  
säcken und erhalten eine ganz ungenügende, zum Teil unappetit-  
liche und ungenießbare Ernährung. Die Behandlung spottet  
jeder Beschreibung. Die geringste Übertretung der zahlreichen  
Vorschriften wird mit Gefängnis bestraft. Ähnliche schwere  
Klagen kommen auch aus anderen deutschen Zivilgefangenen-  
lagern in Frankreich.





**Sprüche.**

Ein verzagtes und betrübtes Gewissen wieder aufrichten, ist viel mehr als ein Königreich erobern.

Willst du im Alter dich wärmen in Ruh', So bau' dir als Jüngling den Ofen dazu.

**Deutschlands Krieger.**

Ein Ritter des Malteser-Ordens, der die schweren Leiden der Verwundeten auf den Transporten zu beobachten Gelegenheit hat, schildert, wie er nirgends und niemals weichliche Klagen gehört habe über das Schicksal, leiden zu müssen, — nur darüber, jetzt nicht mehr dabei sein zu dürfen. Die armen Kameraden draußen, die müssen entbehren, wir werden von so viel Liebe verwöhnt. Niemals ein Verwünschtes des Krieges. Stets und überall das Bewußtsein, daß auch das Opfer des Einzelnen in den Bereich seiner Notwendigkeit gehört. In allen der sittlich erhabene Gedanke der Hingabe an das Vaterland — oft in rührend einfachen Worten ausgesprochen, aber gerade darum von zwingender Beweiskraft dafür, wie tief unser ganzes Volk von der Gewalt der Stunde aufgerüttelt worden ist, wie es bis in die letzten Seelenfasern einheitlich fühlt und in einer Richtung und auf einen Punkt alle seine Kräfte vereinigt. — Allgemein ist die naive Bescheidenheit, mit der die Leute ihre Taten erzählen. Kein Sichvordrängen; ein schlichtes Berichten und ein selbstloses Hervorheben dessen, was die andern, vor allem die Offiziere, geleistet haben. Wie oft kehrt „unser Hauptmann“ wieder und was wissen die Mannschaften vom Todesmut ihres Leutnants zu erzählen. Aus allen Erzählungen spricht das unbedingte Vertrauen des Mannes zu seinen Führern und noch mehr — die Tatsache, daß die unerhörten Anstrengungen dieses Feldzuges, die von jedem Mitstreiter das letzte an Körperkraft und Energie verlangen, Truppe und Vorgesetzte zu einem Willen zusammengeschweißt haben, der sich unwiderstehlich durchsetzen muß. Auch darin liegt eine Quelle unserer ungeheuren Überlegenheit. Aus den Erzählungen der Verwundeten vor allem geht hervor, wie der von der ganzen Welt geschmähte deutsche „Militarismus“ die lebendigen Keime wahrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in sich trägt, in dem der königliche Prinz neben dem einfachen Landwehmann im Feuer liegt und kämpft und für das Vaterland blutet.

**Die amerikanische Zeitungswelt und der Krieg.** Die schwierige Lage, in die die amerikanischen Zeitungen durch jeden Krieg und ganz besonders durch den jetzigen großen europäischen geraten, hat unlängst der Vorsitzende der „Associated Press“, Frank W.

Voges, geschildert. Nichts ist falscher, so führte er aus, als die Annahme, daß ein großer Krieg den Zeitungen durch die erhöhte Auflage großen Erfolg bringe. Das Gegenteil ist der Fall, die Zeitung ist in der amerikanischen Geschäftswelt das Unternehmen, das durch den Krieg am meisten leidet. Die Blätter mit großer Auflage kosten in den Vereinigten Staaten einen Cent das Exemplar; das Papier, das für

hält sie Vertreter in allen großen Hauptstädten, und sie muß für diesen Zweck außerordentliche Summen aufwenden. In außergewöhnlichen Zeiten tritt aber eine ganz erstaunliche Erhöhung dieser Ausgaben ein. Der spanisch-amerikanische Krieg kostete z. B. der „Associated Press“ 275 000 Dollar mehr als die gewöhnlichen Ausgaben bereits betragen. Für den jetzigen großen Krieg hat das Unternehmen sein Berichterstatterheer in allen Nachrichtenzentren von London bis Tokio stark vermehren und besonders die Ausgaben für Kabeldepeschen vervielfältigen müssen. Dabei sind die großen amerikanischen Zeitungen, die sämtlich ihren Sonderdienst unterhalten, noch gar nicht berücksichtigt. Diese geben, um ihre Leser möglichst immer mit den neuesten Nachrichten zu bedienen geradezu fabelhafte Summen aus. Sie könnten sich allerdings einen großen Teil davon sparen, wenn sie sich nicht soviel Fügennachrichtertafeln ließen.



**Zu den Kämpfen in den Vogesen: Deutsche Infanterie hebt einen Laufgraben aus.**

jede dieser umfangreichen Nummern gebraucht wird, kostet bereits mehr, so daß durch jeden Verlauf eigentlich ein Verlust entsteht. In gewöhnlichen Zeiten wird der Verlust aber aufgewogen durch die Einnahmen aus den Anzeigen; in außergewöhnlichen Zeiten, in solchen großer wirtschaftlicher Beunruhigung, nimmt das Anzeigenwesen merklich ab, die Einnahmen aus diesen werden immer geringer, und so erhöht sich der Verlust in dem Maße, wie die Auflage steigt. Aber damit sind die Schwierigkeiten für die Zeitungen nicht erschöpft. Für die amerikanischen Zeitungen bedingt der Krieg eine ungeheure Vermehrung der Ankosten. Nimmt man die „Associated Press“ als Beispiel, die eine Vereinigung von etwa 900 amerikanischen Zeitungen zur Erleichterung des Nachrichtendienstes darstellt, so zeigt sich folgendes: in Friedenszeiten unter

**Schwäbische Antwort.**

Als vor einiger Zeit in Württemberg verschiedene neue Regimenter gebildet wurden, trugen die dort eingereichten Rekruten und Kriegsfreiwilligen als einziges Regimentsabzeichen anfänglich nur ein rotes Band mit der Regimentsnummer um den Arm. Da fragt jemand einen mit diesem Abzeichen ausgestatteten Befamnten: „Du, was ischt denn dös?“, worauf die prompte Antwort erfolgte: „Sa woischt, mir send d' Feschtordner für de' Einzug in Paris!“

**Ironie des Schicksals.**

Hören Sie, was mir passiert ist! Zu jeder Ziehung laufe ich mir ein Los! Neulich ist wieder Ziehung, doch da mir momentan meine Darmmittel ausgegangen sind, versehe ich kurz entschlossen meine Uhr und gelange noch glücklich in den Besitz eines Loses. Und was meinen Sie welche Nummer wird mit dem großen Los gezogen? — „Ihre Losnummer?“ — „Nein, meine Pfandscheinnummer!“

**Die patriotische Familie.** „Eßt ihr auch sogenanntes Kriegsbrod?“ — „Na, und ob! Wir sind sogar so patriotisch gesinnt, daß wir jetzt doppelt soviel Brod essen wie früher!“

**Rätsel.**

Wer in den zwei Ersten gefesselt liegt, Ist doch noch übler dran, Als wer sich in den zwei Letzten betriegt, Weil er nicht rechnen kann. Man rechne nach dem Ganzen leicht, So schwer's auch anfangs manchem dünkt.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
1. Brille. 2. Lädenbüßer.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Besetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur: T. Meßen, Bredeneu (Nahr). Gedruckt u. herausgegeben von Fr. Hebel & Kornen, G. u. (Nahr).